

Wir empfehlen Ihnen, auf einem Blatt jeweils zwei Seiten dieses Artikels nebeneinander auszudrucken.

We recommend that you print two pages of this article side by side on one sheet.

Wieviel Technology ist im Laufschuh? – Ein Gespräch mit Karin Harrasser an der Schnittstelle von Kulturwissenschaft und Sportgeschichte

Karin Harrasser/Henriette Gunkel/Olaf Stieglitz

English abstract: In this interview Karin Harrasser, author of a recently published book, entitled 'The Body 2.0', discusses the relationship between sports, technology, and notions of body enhancement. Focusing on how the Paralympic Games in London 2012 were staged and on the debate around the prostheses (cheetas) of sprinter Oscar Pistorius, Harrasser emphasizes her notion that sports produce 'superhumans' that challenge the established ideology of fairness which forms the base of classifying different bodies in sports. Moreover, Harrasser stresses the necessity of dialogue between Cultural Studies and Sports History when dealing with issues of bodies and technologies in sports.

Body Politics (B. P.): Karin, in deinem Buch Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen legst du eindrucksvoll dar, wie die Paralympics 2012 in London mithilfe einer neuen medialen Aufmerksamkeit nicht nur die öffentliche Wahrnehmung des Behindertensports, sondern vielleicht sogar Behinderung allgemein verändert haben. Wie erklärst du dir diesen Zeitpunkt; warum jetzt?

Karin Harrasser (K. H.): Die Frage des Zeitpunkts, des „warum jetzt?“, ist immer schwer zu beantworten, weil sie eine zeitdiagnostische Frage ist. Könnte man sie beantworten, hätte man eine Zustandsbeschreibung des Jetzt und dann könnte man – ich glaube, das wünschen wir uns alle – Tendenzen, die man nicht gut findet, gegensteuern. Als historisch arbeitende Kulturwissenschaftlerin befinde ich mich andauernd in einer Spannung zwischen dem Versuch, etwas Relevantes zu aktuellen Fragen beizutragen, diese aber gewissermaßen immer umwegig zu adressieren. Die Frage nach dem „warum jetzt?“ ist genau deshalb so wichtig und so schwierig. Vielleicht fange ich damit an, zu sagen, dass die einzelnen Komponenten der Inszenierung von Behinderung bei den Paralympics nicht neu sind, aber in der Kombination etwas Neues entstanden ist. Die Stränge die hier zusammenlaufen sind eine Spektakularisierung „abweichender“ Körperlichkeit, ziemlich radikale Inklusionsforderungen und – das ist die Komponente, die mich besonders interessiert hat – ein Narrativ der Selbstbemeisterung, das sich gut verträgt mit

neoliberalen Selbstoptimierungsimperativen. Grob gesprochen lautet der Imperativ, dem wir uns alle *cum grano salis* unterwerfen: Verbessere und verändere dich, sonst bleibst du auf der Strecke. Was mich interessiert hat, war die Verzwirbelung von Emanzipationsbestrebungen und Unterwerfung unter den Imperativ der Selbstsorge. Dazu kommt die technische Komponente: In der Inszenierung der Paralympics spielte Technik eine große Rolle. Und zwar auch hier wieder auf recht verzwickte Art und Weise: Zum einen ist auffällig, dass technische Hilfsmittel ziemlich fetischisiert wurden, also als chromglänzende Hightech ausgestellt worden sind. Andererseits wurden für die *closing ceremony* Anleihen an Cyber- und Steampunk-Motiven genommen. Technologie ist hier so etwas wie ein gebastelter *enabler*, sie wird als unvorhersehbar und wild imaginiert und inszeniert. Mit den zeitgleichen Debatten rund um den südafrikanischen Läufer Oscar Pistorius geht ein weiteres Narrativ am Horizont auf: Der „behinderte“ Sportler als *superhuman*, als einer, der besonders anschlussfähig an Zukunftstechnologien ist und damit den „Normal-körperlichen“ tendenziell überlegen. In den Disability Studies gibt es hierfür den Ausdruck „supercrip“.

B. P.: Hier würden wir gerne einhaken: Seine Cheetas werfen die Frage auf, unter welchen medial-technischen Voraussetzungen ein Verständnis von ‚Leistung‘ geprägt wird und wie die Kultur-wissenschaften dem kritisch begegnen können?

K. H.: Ja, für mich ist das so. Denn einerseits fordern Oscar Pistorius, oder kürzlich auch Markus Rehm, ohne es zu wollen, das Leistungsprinzip des Sports heraus. Dadurch, dass ihre Hilfsmittel potentiell leistungssteigernd sind, verunklart sich, wer oder was der Leistungsträger im Sport überhaupt ist. Ist es der Athlet/die Athletin oder das (technische) *environment*? Die – demokratisch gemeinte – Fiktion des Leistungssports ist ja die, dass jeder und jede im Prinzip gleich ist und sich diese im Prinzip gleichen Körper dann durch Training virtuos perfektionieren, um dann im fairen Wettbewerb gegeneinander anzutreten. Wo diese Gleichheit augenscheinlich nicht besteht, wird sie durch Regulative korrigiert. So etwa durch die Trennung in Männer- und Frauenwettbewerbe. Meine Beobachtung ist nun, dass diese Gleichheitsfiktion im Behindertensport erodiert, schon aufgrund der barock wuchernden so genannten „Schadensklassen“, die inzwischen auch nicht mehr einem einheitlichen Prinzip folgen. So werden die morphologischen Klassen (Einbeiner_innen, Ohnhänder_innen) z.B. im Schwimmen durch funktionale Klassen ersetzt. Man versucht hier, die

Gesamtleistung eines singulären Körpers vergleichbar zu machen. Das führt natürlich zu endlosen Streitereien und laufenden Umsortierungen. Ich würde nun dafür plädieren, daraus ein Argument gegen die Gleichheitsfiktion und für die Singularität jedes einzelnen Körpers zu machen. Die Virtuosität des Umgangs mit dem Körper bekäme dann eine neue Bedeutung. Ich stelle mir vor, dass Sport dann viel mehr von einer Tanz- oder Theaterperformance hätte.

Bei Pistorius und Rehm überkreuzt sich dieses Paradox mit der Technologiefrage. Die Sportfunktionäre befürchten – völlig zu Recht –, dass sie bei einer Zulassung von Prothesen nicht mehr bestimmen könnten, wo die Grenze zwischen therapeutischem Hilfsmittel und *enhancement* verläuft. Das ist ein Dilemma, dem man nicht wird entgehen können, wenn man weiterhin Sport als Leistungsschau betreibt. Denn auch ohne Pistorius und Co. ist Sport natürlich eine hochgradig technisierte Angelegenheit, was die Gleichheitsfiktion einmal mehr konterkariert: Ohne Trainingsmöglichkeiten und das beste Gerät gibt es kaum Chancen, was sich dann auch im ökonomischen *bias* bei der Teilnahme an den Großevents und bei der Medaillenausbeute zeigt. Zudem ist die ökonomische Struktur und die mediale Berichterstattung gar nicht anders denkbar, denn als Marketingzweig für die Industrie. Was also einerseits im Leistungssport propagiert wird – Technikfaszination, technische Leistungsfähigkeit – kommt andererseits ins Gehege mit der Gleichheitsfiktion. Das ganze lässt sich nur mühevoll zusammenhalten, indem der Athlet/die Athletin als Ausnahmeindividuum alles mit einem Ethos der Aufrichtigkeit auf sich versammelt. Aber die Konstruktion ist sehr brüchig, wie sich auch in den Dopingskandalen zeigt.

Es ist etwas gruselig, aber vielleicht ist eine Veranstaltung wie der Cybathlon, der 2016 in der Schweiz stattfinden wird, ehrlicher, als das Vor- und Zurück des IOC in dieser Frage. Beim Cybathlon treten programmatisch roboterassistierte Athlet_innen gegeneinander an. Ich bin eigentlich schon recht gespannt darauf, wie die Regularien aussehen werden.

B. P.: Du konzentrierst dich bei Pistorius auch auf seine Autobiografie. Welche Rolle spielt die eigene Erzählung vom Körper für die Vorstellung von bestimmter Körperlichkeit?

K. H.: An Pistorius Autobiografie (ich habe sie nur bis vor den Tod von Reeva Steenkamp verfolgt) hat mich interessiert, an welchen Stellen er sich selbst zum Akteur macht, sich klassisch ermächtigt, und an welchen Stellen er dem verteilten Handeln mit Menschen und Technologien

Raum gibt. Ich fand interessant, wie sich ein in der Familie präsent, protestantisches Ethos der Disziplin und Selbstbemeisterung mit dem Umstand zusammenfindet, dass Prothetik ein verteiltes Handeln erzwingt, das Individuum also eingebettet ist in recht unübersichtliche, unkontrollierbare Handlungszusammenhänge. Der Prozess der Passung von Prothese und Organischem ist hier besonders aufschlussreich: Hier arbeiten Prothetiker, Arzt und Patient eng zusammen; es ist ein aufwändiger und schmerzhafter Prozess, insbesondere für ein Kind, das rasch aus den Prothesen herauswächst. Was ich sehr schön fand, war, dass Pistorius, der den kompetitiven Charakter seiner Familie und den eigenen Ehrgeiz deutlich herausstellt, dann doch immer wieder seinem Bruder als Mithandelndem und „Betreuer“ der Prothesen und der Passung viel Raum gibt. Und ich fand aufschlussreich, dass die materielle Beschaffenheit der Prothesen, der *cheetahs*, Pistorius erst auf den Kurzstreckenlauf brachte. Mit den „alten“ Prothesen hatte er eher Kraftsport betrieben, die Möglichkeiten der leichten Laufprothesen brachten auch neue körperliche Vermögen an den Start und Pistorius stellte sein ganzes Training um. Kurz gesagt: Was Pistorius' Körper heute ausmacht ist eine protestantisch-kompetitive Körpervorstellung, die aber von der Materialität der Prothesen entscheidend modifiziert wurde.

B. P.: Du fragst ja ganz richtig: wieviel Technik ist im Laufschuh, bzw. ab wann wird Technik im Laufschuh enhancement? Würdest du dir wünschen, dass die Sportwissenschaft dieser Frage tatsächlich historisch nachgeht? Hat sich Nike in den 1960s darüber Gedanken gemacht, also sie anfangen, Luft in ihre Schuhsohlen zu pumpen?

K. H.: Nein, das glaube ich nicht. Nike hat darüber nachgedacht, wie sie ein Produkt auf dem Markt platzieren können. Aber es ist ja auch nicht die Frage, welche Akteure bewusst die Grenze zwischen Therapie und *enhancement* verschoben haben. Das wäre ein naives Verständnis von historischer Forschung. Es ist ja vielmehr so, dass sich die Tektoniken des Verhältnisses zwischen Körper und Technik andauernd gegeneinander verschieben und dass darin ganz vielfältige Kräfte wirken: Biopolitik im klassischen Sinn, also staatlich organisierte Gesundheitsvorsorge, ökonomische Kalküle, medizinische Forschung, eine Kultur des Körpergenusses, Schönheitsideale etc. pp. Interessant wäre also nicht, Nike zu fragen, was man sich dabei gedacht hat, als man anfing, Luft in Schuhsohlen zu pumpen, sondern welche Kräfte am Werk waren, als die Idee aufkam und dann auch umgesetzt wurde. Ein Blick in

die Entwicklungslabore der Sportindustrie im Sinne der *labstudies* wäre dafür interessanter, als das Interview mit dem Vorstandsvorsitzenden.

B. P.: Welche Rolle spielt Historisierung bei deinem Vorhaben, wie könnte für dich ein produktiver Dialog zwischen dir und Sport-historiker_innen aussehen?

K. H.: Ich verstehe mich als historisch und interdisziplinär arbeitende Kulturwissenschaftlerin und habe sowohl sporthistorische als auch eher sozialwissenschaftlich ausgerichtete sportwissenschaftliche Literatur zu dem Thema rezipiert. Auch auf Konferenzen und öffentlichen Veranstaltungen bin ich häufig mit Sporthistoriker_innen im Gespräch. Insofern findet dieser produktive Dialog längst statt und er ist für mich unumgänglich. Was mein Vorgehen von dem der Historiker_innen vielleicht graduell unterscheidet – und das ist keine Wertung – ist, dass ich das Bedürfnis verspüre, in zeitgenössische Debatten stärker zu intervenieren, d.h. ich versuche die Analyse theoretisch zuzuspitzen. Mir ist klar, dass das riskant ist, denn man hat ja in so haarigen Fragen, wie diesen, eigentlich nie ausreichend Information, um eine völlig sichere Einschätzung haben zu können. Zudem sind die Betroffenen diejenigen, deren Stimme zählt. Aber lieber mache ich mich angreifbar, als mich nicht einzumischen. Mir ging es in *Körper 2.0* zwar auch um den Umgang mit Behinderung, aber genauso darum, wie unser aller Leben vom Selbstverbesserungsimperativ infiziert ist. Ich bin sehr froh, dass es an der Schnittstelle von Disability Studies und Aktivismus eine lebhafte und breite Debatte über solche Fragen gibt. Dieser Resonanzraum ist mir sehr wichtig, auch als Korrektiv der akademischen Forschung.

B. P.: Sport als Phänomen der Moderne – inwieweit ist Sportgeschichte immer auch Technikgeschichte, Geschichte technischer Utopien, der technischen Grenzen, obgleich das in der Sportideologie ausgeschlossen scheint?

K. H.: Ich denke, dass der Zusammenhang zwischen Moderne, Technik und Sport in den historischen Studien völlig schlüssig hergestellt worden ist. Ich denke an Klassiker wie *The Human Motor* von Anson Rabinbach aber auch die zahlreichen Studien, die den Zusammenhang zwischen Lebensreform, Modernismus und Sport herausgestellt haben. Man könnte aber auch auf Science Fiction verweisen: Zum Beispiel auf

den Film *Rollerball* von 1975. Hier ist der Leistungssport eine Mischung aus Massenspektakel und technischer Leistungsschau, der brutal dafür eingesetzt wird, Konzerninteressen durchzusetzen. Wahrscheinlich gehen sogar die *Tribute von Panem*, die mich ästhetisch nicht sehr ansprechen, in diese Richtung. Ich würde mir natürlich wünschen, dass die Agenturen und Akteure des Leistungssports sich kritisch mit den eigenen Voraussetzungen und Verwicklungen mit Ideologien und Interessen auseinandersetzen, aber ich sehe nicht, wie und wo das in der Gegenwart und der Zukunft passieren könnte. Eine Möglichkeit wäre es, historische, sozialwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Fächer in der Sportwissenschaft zu stärken, bzw. gibt es ja auch sehr kritische Sportwissenschaft, die sich dann aber wiederum auf den Nebenschauplätzen des *business* aufhält.

Karin Harrasser, Kontakt: karin.harrasser (at) ufg.at, Professorin für Kulturwissenschaft an der Kunstuniversität Linz. Nach einem Studium der Geschichte und der Germanistik Dissertation an der Universität Wien. Habilitation an der Humboldt-Universität zu Berlin über „Prothesen. Figuren einer lädierten Moderne“ (erscheint demnächst bei Vorkwerk8/Berlin). Forschungsschwerpunkte: Technik-, Medien- und Kulturtheorie, Populärkultur (Science Fiction), Theorien des Subjekts/der Objekte, Gender Studies. Neben ihren wissenschaftlichen Tätigkeiten war sie an verschiedenen kuratorischen Projekten beteiligt, z.B. NGBK Berlin, Kampnagel Hamburg, TQ Wien. Mit Elisabeth Timm gibt sie die Zeitschrift für Kulturwissenschaften heraus. Letzte Publikation: Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen, Bielefeld: transcript 2013.